

Die Zeitungs Welt

Nr. 26

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Hg.

(Fortsetzung.)

Maag hüllte seine Mundlichkeit ins tenerste Tuch, ließ sich täglich rasieren und war gleich einem freigebigen Liebhaber, der seine Angebetete nach ihren Wünschen ausholt. Das Spazierenfahren machte ihm viel Vergnügen. Sobald er Zeit fand und das Wetter gut war, rief er: „Was ist, Maidle? Soll ich einspannen lassen? Der Wabemwirt in Herrensberg hat guten Wein und frische Forellen. Ich wär' dabei!“ Dann fuhren sie auf dem Boaf des offenen Wagens nebeneinander durch die Stadt hinaus, und Maag empfand hierbei sichtlich einen Stolz, wie ihn seine allerbesten Abschlässe ihm nicht gewährten.

Dieses offene Bündnis hatte eine Geschichte. Der Sichelwirt — von altersher als geschickter Unternehmer schweizerischer Festwirtschaften bekannt — war ersucht worden, die Hütte eines Sängertages in Wipkingen zu leiten, und hatte die kleine Aufgabe „zur Abwechslung“ angenommen. Als dann einmal bei Tisch von den Vorbereitungen zum Feste die Rede war, kam Maag auf die Idee, daß sein Töchterlein unübertrefflich alle Eigenschaften in sich vereine, um bei diesem Anlaß den Platz der „Champagniere“ auszufüllen.

Sein Vorschlag erregte Jubel und Widerspruch. Emmi, die dazu ein Winzerkostüm aus grüner Seide mit lila Samtmieder und Silberspannen tragen sollte, war gleich Feuer und Flamme; sie fühlte sich schon umfächelt von bewundernden Blicken, und als der Vater hinzufügte, daß sie ganz allein in einem eigens geschmückten Pavillon hausen würde — „wie eine Prinzessin sozusagen“ —, da konnte sie vor lauter Entzücken keinen Bissen mehr essen. Allein Frau Klara war dagegen wie ein Windstoß.

„Ich danke für diese Bescherung!“ rief sie dem Vaten entriistet zu. „Ein netter Vater, der sein Kind zur Kellnerin abrichten will!“

Emmi war blaß geworden vor Zorn; sie hörte kaum zu, als die erregte Mutter auf sie einsprach von den Widerwärtigkeiten, denen sie ausgesetzt wäre, da sie doch jedem Laffen und wüsten Gesellen zu Diensten sein, die ausgelassensten Dinge mit anhören müßte. Nur eine ganz gewiegte, kokette Person, die zu animieren versteht und sich nicht schene, jedes Glas zu kredenzen, könne diesen Posten versehen.

Da geschah etwas Unerhörtes. Sei es, daß Emmi den mütterlichen Mahnungen kein Ver-

trauen schenkte oder daß sie durch das spöttische Lächeln in des jungen Lins Gesicht gereizt wurde, eine Willensprobe zu geben — sie sprang trotzig an des Vaters Seite und sagte: „Ach, Papa, ich hätte doch so gern mitgemacht!“

„Schön, es bleibt dabei!“ war dessen Antwort, kühl und lakonisch wie immer. Sie zog weiter seinen Streit nach sich. Frau Klara hatte wohl eine Weile bestürzt, entsetzt nach ihrer Tochter ausgeblickt — und war dann schweigend hinausgegangen.

Aber von dieser Stunde an schien sie von einer schweren Müdigkeit befallen, nachdenklich und gleichgültig gegen alle Welt.

Nach Martin Lins war nicht wenig erschrocken, denn er verstand sehr gut, daß dieses kleine Ereignis nur dazu gedient hatte, ein heimlich fressendes Feuer plötzlich zutage zu fördern. Als er die mütterliche Freundin so verschlossen und verbittert sah, fand er nicht mehr den Mut, ihr zum Troste zu leben; die Furcht, ihr Herz möchte sich nun vollends gegen ihn wenden, hielt Martin von ihr zurück. Er tat seine Pflicht im Kontor, in der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Indessen, am letzten Zmitag, vier Monate nach seinem Eintritt in das Maagische Haus — es war am Vorabend des Wipfinger Festes — wurde er ganz unvorbereitet vor die peinlichste Entscheidung gestellt. Ohne vorausgegangene Zwistigkeiten, mit der unglaublichen Bedeutung, daß er die Geschäfte fortan wieder allein zu führen gedenke, forderte Maag sein Faktotum auf, sich bold nach einer anderen Stellung umzusehen.

„Wenn Sie willens sind, gleich auszutreten — was vielleicht das beste wäre —, so will ich Ihnen das Gehalt fürs ganze Vierteljahr anzahlen. Besinnen Sie sich. In einer Stunde können Sie mir Bescheid sagen!“ fügte der Spekulant mit kaltem Gleichmut hinzu, schloß die Rechnungsbücher in den Geldschrank und trat dann, Lins Entsetzen scheinbar nicht beachtend, ins Restaurant.

Martin wußte nicht, wie ihm geschah. Er kam sich grausam verraten vor.

„Ich verstehe das aber nicht,“ stammelte er heiser, während der Herr die Tür rücksichtslos zumachte.

Langsam, wie unter einer Mieslast, ging er hinauf in die Wohnung. Doch schien außer der Magd niemand oben zu sein. Da beugte er

sich über eine Fensterbrüstung und blickte wie ein Blödsinniger mit verglasten Augen in die leuchtenden Farbenspiele der Dämmerung — nach den belebten Anlagen am Südlufer, wo die Liebespaare auf und ab schritten. Durch das kräftig ausgebrochene Blattwerk der Kastanienbäume sickerte da und dort noch ein roter Strahl, der tauchte dann in den schneeigen Schaum einer Welle, so daß es funkelte wie von einem Sprühregen winziger Kristalle. Auf den Scheiben und Glasdächern der Villen am Zürichberg ruhte noch ein blendender Glanz. Feuerängige Ungeheuer blinzelten und blitzten hernieder auf die Stadt.

Martin stierte lange verständnislos in diese melancholische Schönheit des Sommerabends.

„Was soll jetzt aus Dir werden?“ fühlte er mit Grauen. Da er sich keinerlei geschäftliche Versäumnisse vorzuwerfen hatte, fiel es ihm nicht schwer, den Grund der plötzlichen Entlassung zu erraten.

Der junge Mann überdachte seine Lage so gut es immer ging im Sturm der Gefühle; alles zitterte an ihm und schien ihn verlassen zu wollen — wie in einem brennenden Hause ging es zu. Aber nach kurzer Zeit kam er so weit, sich einzugesuchen, daß nichts erbarmlicher, lächerlicher wäre, als seinen Schmerz in Trost und Empörung auslaufen zu lassen. Diese Erkenntnis kam ihm teuer zu stehen. Er war nahe daran, laut aufzuschreien.

„Was soll nun aus mir werden!“ echote es immerzu in seinem zerrissenen Herzen, jedoch ohne den Gedanken an die materiellen Vorteile, die er einbüßte. Längst war ihm ja die erniedrigende Tätigkeit bei Maag zum Ekel geworden. Auch die Hoffnung, durch seinen Meister zu Reichtum zu gelangen, hatte seine Einsicht längst als wertlos fallen lassen müssen.

Wohl hatte sich der junge Mann gar lange in einer Art Hypnose befunden angesichts der fast mühelos erzielten Riesengewinne des Spekulanten. Seine Vorstellungen eines späteren Lebens gingen zu gern davon aus, als könnte es möglich sein, jetzt, so recht in aller Jugend, glückliche Jagd zu machen, um schließlich mit den geborgenen Schätzen, den unverzagbaren Schlüsseln zu den herrlichsten Genüssen, dem Bann der Erwerbssucht zu entfliehen, mit unverbrauchten Sinnen in ein besseres Leben zu tauchen. Und besonders genießen wollte er in ungetrübter Schönheit, nicht mehr in demütigem Schauern

nur träumen von den Freuden des Daseins... so wie er, halb Knabe noch, oftmals vor den Pforten der Tonhalle, des Theaters stand, sich hineinschneidend in das Gepränge mit glühender Phantastik und Jubelstimmung — und doch überwältigt, eingeschüchtert, fast schwindelig beim Anblick der eleganten, gewandten, geschmückten Welt von Reichen und Vornehmen.

Nun hatte aber eine mäßige Ebbe der Energie sein Hoffen schwinden lassen. Er war müde, abgehebt von den Millionenträumen, den schlaflosen Nächten, niedergedrückt von der gemeinen Geschäftigkeit seiner Tage. Zu Zeiten, in denen er Furcht und Grauen vor seinem Leben empfand, flüchtete er an den Spieltisch oder betäubte sich im Weingenuß. Sein Auge hatte das Milde, Aufrichtige verloren, seine Züge zeugten von steter Unruhe, und die schnell zusammengefaßte Eleganz seines äußeren Wandels ersetzte schlecht das bescheidene, zurückhaltende Auftreten von ehemals. Dies alles sagte ihm sein besseres Selbst in Stunden redlicher Einsicht.

Was ihn so lange die peinlichsten Demütigungen ertragen ließ, war einzig seine leichtfertige, sorglose Liebe zu Klara. Geradezu kindlich hatte er sich bisher gewehrt gegen die deutlich winkende Notwendigkeit eines Tages vollends zu brechen mit dieser Leidenschaft. Jetzt stand er plötzlich dicht davor, hilflos, entwaffnet, ohne jeden Lebensausblick, voller Verzweiflung.

„Nun kannst Du einpacken!“ sagte sich Martin mit einer Phrase, wie um sich selbst zu verhöhn; als er aber gleich darauf fühlte, daß dies in der Tat bitterer Ernst war, fing er heftig zu weinen an. Er hörte es nicht, als die Stubentür ging, und schien nicht zu bemerken, daß sie eintrat, um die seine Tränen flossen. Den Kopf in seinen Armkreis auf den Tisch gelegt — so weinte er wie ein Kind, dem ein heiß Begehren versagt wird.

Frau Klara erfüllte dieses Bild mit wehmütigem Schmerz. Sie saß sich jedoch tief gewaltsam, trat auf den Zehenspitzen an ihn heran und strich mit einer milden Hand über seine Haare.

„Es muß schon so sein, Martin. 's ist höchste Zeit, daß Du fortkommst aus diesem Haus!“ sagte sie endlich, als er sich ihr verzweifelt an den Hals warf.

„Ins Wasser... ins Wasser!“ schrie er auf.

Klara suchte seine Hände zu fassen.

„Es kann Dir nicht schlecht gehen; ich will auch dafür sorgen, wie nur eine Mutter sorgen kann. Aber nimm Dich jetzt zusammen. Tu's mir zulieb. Mach mir keine Schand'. Ich hab' — Gott weiß — genug zu tragen.“

Himmel, war das eine Stimme der Qual. Er fühlte es nicht in seiner Nase. Lange sprach sie auf ihn ein, wie so jung er noch sei, wieviel die Welt ihm noch Schönes, Erstrebenswertes zu bieten habe, während ihr — wenn sie nicht sorgte, sich des Kindes Herz wieder zu erobern — nur noch die Aussicht auf ein trauriges Lebendigbegrabensein winkte.

„Nein, nein — ich täuschte mich furchtbar!“ stöhnte sie, als er ihr entgegenhielt, sie habe doch in ihrer Tochter Heimkehr keine Gefahr für ihre Liebe gesehen. „Der Verdacht... Martin... der Alte — was weiß ich... Du siehst ja... er hat mir mein Kind vergiftet damit. O, Du verstehst nicht, wie weh das tut!“

Nein, davon verstand er nichts, wollte er nichts verstehen. Ihm kamen ganz andere Gedanken. War es nicht, als wünschte sie selbst sein Verschwinden? Die schwer verletzte Eigenliebe schlug wild empör. Er wandte sich von ihr ab und warf mit häßlichen Reden um sich. Was er ihr denn gewesen sei? Doch nur ein Zeitvertreib, eine Abendunterhaltung!

Frau Klara ließ ihn schweigend austoben. Aber sein unerfahrenes, verwildertes Herz be-

kümmerte sie tief. Indessen überlegte sie, was nun wohl aus ihm werden würde und wohin er sich zu seinem Besten wenden könnte. Sie fing davon zu reden an und zwang ihn allmählich, ihr zuzuhören, den unsinnigen Trost abzulegen.

„Du bist ja so klug,“ sagte sie, seine Hand ergreifend, „und könntest noch ganz leicht irgend ein Studium betreiben. Als Advokat vielleicht. Im Ernst, Martin. Ich habe meine Ersparnisse, von denen Maag nichts weiß. Was könnt' ich damit Besseres tun? So würde bald ein rechter Mann aus Dir. Und Du dürftest Dein Leben lang nur Gutes von mir denken.“

Und nun brannte wirklich ein Tropfen auf seiner Hand, die erste Träne, die ihm aus ihrem Auge beschied wurde.

Die Dunkelheit nahm schnell überhand. Wie ein atembeklemmender Nebel verbreitete sich das Schweigen in ihren Seelen.

In diesem Moment erinnerte sich Martin der stürmischen Ereignisse in jener verhängnisvollen Winternacht, als sie, ein Licht in der Hand, auf der Treppe stand und sich bei seinen glühenden, wildwachsenden Blicken wie getroffen nach ihm umwandte. Noch einmal glänzten alle die seligen Schimmer des vergangenen Liebesglücks auf... die Andacht der einstigen Eingabe, der Zauber des ersten Genusses. Wie schön und gehaltvoll waren doch die Stunden gewesen, als er noch in knabenhafter Scheu an ihr vorbeistrich, die verlockenden Linien ihres Leibes wie ein Gedicht immerzu vor sich hin dachte und bildete... als das Klauschen und Knistern ihrer Seide seinen Sinnen die lieblichste Musik deute! Sein Inneres war erfüllt von ihrem Bild und Wesen, wie ein Tempel von den Mysterien des Glaubens, der Himmelssehnsucht. Gleichsam angeworben hatte sie sein junges Blut, so daß es nur noch ihr entgegenschlug in einer von jedem Nerv genährten Kraft der Anhänglichkeit. Wohlthätig, träumespöndelnd, inbrünstig, übermächtig war diese Liebe zu ihr, der Vielumworbenen, Einsamen, die seine heißberlangende Jugend zu bändigen verstand, ihn zum Bettler und sich selbst zu einem immer begehrten, geliebten Wesen machen konnte...

„Ist es denn für immer?“ fragte er mit erstarrter Stimme und fiel aufs neue mit allen Nerven dem Trennungsschmerz zum Opfer. Er konnte sich ja die Antwort leicht selber geben. Ach, es war umsonst, Brücken zu bauen in ihre Zukunft hinein! Sie verlangte mit ganzer Seele zum Kinde zurück — für ihn blieb nur der Reisefegen.

Eine tosende, tödliche Verjüngung, eine Trauer, des Allerletzten, Furchtbarsten fähig, saßte ihn an. Schon sah er sich vernichtet zu ihren Füßen liegen, dann die Geliebte in heillosen Reue über ihn hingeworfen... und alle wußten... alles war erschüttert... die ganze Stadt erfuhr von seinem treuen Liebestod und... und daß sie... sie ihm angehörte, die schöne Sichelwirtin.

Mächtig lockte es ihn, unterzutauchen in diesen trunken seligen Wahn...

Da klang von der Straße das Klattern eines Wagens. Das Gefährt hielt am Haustor. Es konnte niemand anders sein als Maag, der mit Emmi von einer Spazierfahrt zurückkam.

Dies wichtige Ereignis verwandelte Martins Herz mit einem Schlag. Das blinde Pathos der Verzweiflung verlor sich in einem seltsamen Drang...

Er horchte gespannt nach dem Flur, förmlich froh, als er merkte, daß Klara die Ankunft des Wagens überhörte in ihrer Gemütsbewegung. Mit aller Kraft schlang er die Arme um seine Geliebte und hielt sie fest an sich gepreßt; er wünschte jetzt nur eines, daß die Kommenden ihn so sehen könnten... an ihrer Brust... so, gerade so... in dieser fragwürdigen Dunkelheit.

Unten ging die Wirtschaftstüre. Dann wurde im Korridor Emmis helle Stimme laut.

„Um Gottes willen... so laß mich doch los!“ rief Klara, sich gewaltsam befreiend. Schnell trat sie zurück. Da flog auch schon die Tür auf. Emmi, die weiß gekleidet war, trat hastig ein.

Ein schwellenbreiter Lichtschein fiel vom Flur her ins Zimmer und just auf Martins Gesicht beim Fenster. Er bebte in einem Wonnenschauer und wandte sich nicht.

Das Mädchen sah zuerst nur ihn, war jedoch in der Wahrnehmung leise berührt von Klaras raschem Zurücktreten.

„Wer ist da?“ fragte sie ängstlich.

„Bist Du's Schatz?“ antwortete die Mutter matt vor Entsetzen.

„Warum... hast Du denn kein Licht?“ forschte die Tochter in ohnmächtiger, kläglichem Entrüstung.

Martin sagte laut: „Guten Abend!“ und trug ein eisiges Lächeln zur Schau, als er an Emmi vorbeistreifte. Wie vergaß er ihre jammervollen Augen. — —

* * *

Der Spekulant war inzwischen ins Kontor getreten, um seinem Schreiber nochmals mit dem Holzschlegel zu winken und, falls das nicht fruchten würde, kurzerhand von seinem Hausrecht Gebrauch zu machen. Statt dessen fand er einen Brief vor, der den festen Voratz gleich wieder ins Wanken brachte. Maag las lange an den paar Zeilen, die auf einem feierlichen Quartbogen regellos, schülerhaft ausgestreut waren und ohne jegliche Anrede ganz lakonisch lauteten:

„Unser Vertrag gilt nicht. Ihr werdet wohl wissen, warum. Oder es wird mit dem Advokat geleuchtet. Also das Papier wird zu Feuer, wohlverstanden! Item, wenn ich in drei Tagen dafür keine schriftliche Genehmigung und Abstand hab', so geht einer vor Gericht. Jetzt macht, was Ihr wollt.“

Bezeichnet

Naspar Furrer, Landwirt.“

„Nicht übel! Solche Karreteien möchten noch manchem einfallen!“ meinte Maag, als er die Sache erfasst hatte. Aber seine Aufgeräumtheit verdünnte sich sehr. Er maß das Bureau einigemal schreitend ab.

Gewissermaßen gestand er sich zwar ein, an jenem Nachmittag in der Manövrierschule ein viel zu gefährliches Wagnis unternommen zu haben. Allein das Bedauern gehörte nicht zu seinen Umwandlungen.

„Also, wie steht's denn jetzt?“ fragte sich der Spekulant aufgebracht. „Was kann der Kerl am Ende ausrichten mit einer Klage?“ Nach einiger Ueberlegung kam er zu dem weisen Schluß, daß er zunächst nur mit der Position seines Schreibers zu rechnen habe. Eine kurze Erklärung Lints — schwarz auf weiß — konnte das Mergernis aus der Welt schaffen. Von dieser Einsicht geleitet, öffnete er den Geldschrank, entnahm eine Anzahl Hundertnotizen, schwanke eine Weile und gehorchte dann doch einer Eingebung seines Geistes, indem er zwei wieder zurücklegte. Die anderen schloß er in ein Kuvert, überschrieb es: „Salär für Herrn Lint, Juli-September Frank 600, Gratifikation Frank 200“ und steckte es in die Rocktasche. In diesem Augenblick lag eine zweifellose, endgültige Bestimmtheit. Als bald beruhigt, griff er nach einer Zeitung. Er las jedoch nicht, sondern dachte gleich wieder an sein „Prachtmädchen“, wie er die Tochter nannte. Ordentlich stimmungsvoll hatte sie ihn wieder gemacht mit ihrer Festfreude, die braune Heye!

Mehr als irgendein anderer besaßte ihn jetzt der Drang, dem Mädchen sein weitestest Wohlwollen zuzuwenden und seine Errungen-

schaften in ihrem Herzen zu festigen, selbst auf die Gefahr hin, sein haßerfülltes Weib damit bis zur Tollheit zu treiben.

Um seinen groben Mund zu steuern, wechselte er ein sinnend-gutmütiges und ein häßlich-triumphierendes Lächeln, wie auch der Blick in seinen dunkeln Augen einmal überraschend mild und dann wieder unheimlich sprühend sein konnte.

Bei einem Geräusch von nahenden Schritten sah er auf.

Martin Link stand vor ihm.

Schnell wie ein Traum verankert da seine neue Welt. Der besonnene Geschäftsmann gebot wieder über jede Faser. Er hielt dem Schreiber Furrers Brief entgegen. „Gut, daß Sie kommen, hier lesen Sie das!“ rief er belustigt, wie wenn er mit Link im besten Einvernehmen stünde.

Es war kein rotes Fleckchen mehr in Martins Gesicht. Er hatte sich vorgenommen, die Scharte auszuweihen, dem verächtlichen Patron in knapper, spöttischer Art zu erklären, daß er bereit sei, sogleich zu gehen, und überdies auf das angebotene Gnadengehalt verzichte. Was hatte nun Maags unmotivierte Freundlichkeit zu bedeuten?

„Na, was sagen Sie zu dem Affentafel, da? Was der für eine Sprache führt, hä?“

Martin las halb bestürzt, dann triumphierend. Mit einem Ruck waren alle Register der Erinnerung aufgerissen. Er hatte sich also nicht geirrt damals, als der Pakt mit dem betrunkenen Wiplinger Bauer geschlossen wurde. Die bewußte Klausel war zweifellos gegen Wissen und Willen des Verkäufers angebracht worden. Eine planmäßige, betrügerische Ueberlistung, die den Bauer ein beträchtliches Vermögen kosten konnte, den größten Teil seines Gewinns: das schien des Pudels Kern zu sein.

Aus dem Strudel von Gedanken und Kombinationen erhoben sich schnell einige schwere, fast nüchterne Erwägungen, die der heftigen Strömung widerstanden. Erstens, sagte sich Martin, hat bei dieser Geschichte weder der Spekulant noch der Bauer, sondern einzig und allein der Schreiber die Flügel in den Händen. Zweitens ist Maag nicht im geringsten mehr Herr seiner Entschlüsse (er hatte den fragwürdigen Vertrag mit einem Gewinn von dreißigtausend Frank auf eine Drittperson übertragen).

Dennoch mußte sich Martin augenblicklich entscheiden, welche Haltung er zu dem offensibaren Betrug einnehmen müsse, denn Maag ließ ihm keine Zeit zu weiterer Betrachtung.

„Ob der dumme Teufel sich nicht arg verrechnet hat diesmal, wie? So einer — ha — will uns, unsereinem den Kommt beibringen! Wird sich ja wundern!“

Und mit flotter Festigkeit, so gelassen, als handle sich's da um einen überwundenen Späß, setzte der alte Fuchs hinzu: „Wir reagieren darauf, versteht sich, mit keinem Buchstaben. Der Handel ist fertig und abgemacht. Schwamm drüber!“

Der Alte verschwand schier vor Behaglichkeit in seinem Lederstuhl.

(Fortsetzung folgt)

Erdkarten.

Von J. Wiese.

Die Kunst, die Oberfläche der Erde kartographisch darzustellen, ist so alt wie die Geschichte der Völker. In der Tat steht sie auch im innigsten Zusammenhange nicht nur mit der Entwicklung des Handels und der Schifffahrt, sondern auch mit der Kriegskunst und der Mathematik. Dem Seefahrer und Kaufmann waren Karten von jeher ein ebenso notwendiges Bedürfnis wie dem Feldherrn, der auf Eroberungen in fremde Länder auszog. Die Phöni-

ker haben bereits die atlantischen Küsten gekannt und ihre Schifffahrtsorte daselbst darzustellen versucht. In homerischer Zeit reichen die Kenntnisse der Griechen kaum über die Ländergebiete des östlichen Mittelmeeres. Die kleinasiatischen Küster erweiterten durch ihre, das ganze Mittelmeergebiet umfassende Kolonisierung den griechischen Horizont, und ihre Logographen glaubten infolge der ihnen von Ägyptern, Phönikern und Persern überkommenen Nachrichten von einer ozeanischen Begrenzung im Norden an die Inselgestalt Europas.

Die frühe Entwicklung der Meßkunst und der Geometrie förderte dann Karten in diesem Sinne, wie die älteste des Anaximander von Milet (610–546 v. Chr.), eines Schülers des Thales und des Milesiers Hekataios (550–480 v. Chr.), beide also aus dem 6. Jahrhundert. Die Erdkarte Herodots von Halikarnassos (481 bis 424 v. Chr.) zeigt bereits deutlich die drei Weltteile Europa, Lyba (Afrika) und Asien, jedoch im Gegensatz zu den Joniern ist hier Europa, das schon ein ziemlich zutreffendes Umrissbild in seinen mittelländischen Teilen aufweist, keine Insel mehr, sondern hängt im Osten mit Asien zusammen (450 v. Chr.). Fördernd wirkten dann besonders die Entdeckungsreisen des Pytheas von Massilia nach Britannien und den Shetlandinseln (dem ultima Thule) sowie die Alexanderzüge auf die Gestaltung des Erdbildes ein, wie das dann auch in der Erdkarte des Schülers des Aristoteles, Dikäarch (um 300 v. Chr.) aus Messina, mit einem Hauptmeridian (Syene—Alexandria—Bosphorus—Byzanz) und einem Hauptparallelskreis (Gades—Athen—Tanrossette d. h. Hauptsache des Mittelmeeres), die sich in der Insel Rhodos schnitten, zum Ausdruck kam (einfache Plankarte von ovaler Form). Es bedurfte dann freilich wieder eines Zeitraums von 450 Jahren, nämlich bis zu Ptolemäus (150 v. Chr.), um von der Zeichnung zweier Normalrichtungslinien bis zur Konstruktion eines Gradnetzes aus Meridianen und Breitengraden in Abständen, die der Kreisteilung entnommen waren, fortzuschreiten und zugleich die mathematische Grundlage des antiken Kartenbildes abzuschließen (trapezmaschige Projektion). In diese Periode fällt das Erdbild des den Erdumfang schon nahezu richtig berechnenden Eratosthenes (um 200), der Erdglobus des Krates (um 150) mit seinen vier halbkreisförmigen Erdinseln, die durch einen meridionalen und äquatorialen Gürtel geschieden waren, die so wichtige Vermessung des römischen Reiches durch M. B. Agrippa (30–12), deren Ergebnis eine auch Europa beeinflussende Kartierung war, von der uns in der Peutingerischen Tafel (12 Blatt von je 0,34 : 0,60 Meter, also zusammen 6,82 Meter Länge) eine späte Nachbildung enthalten ist. Die Peutingerische Karte ist eine Wegekarte; die Straßen sind dünne, gerade Linien, mit ihren Namen und Entfernungsangabe der Ortschaften versehen, die ebenso wie die Lagerplätze durch Häuser angegeben werden. Das Flußnetz ist durch dicke krumme Linien, das Gelände durch Maulwurfs- hügel gekennzeichnet. Diese Karte ist in der gelehrten Welt unter dem Namen der Peutingerischen Tafeln bekannt, so genannt, weil Conrad Peutinger zu Augsburg der erste war, der sie aus dem Dunkel hervorzog. Ihre Entstehung datiert aus der Kaiserzeit.

Jedenfalls steht so viel fest, daß diese alte Staatskarte je nach den Gebietsveränderungen der Römer zeitweilig nachgetragen und abgeändert wurde; und da wir ferner aus den Schriften jener Zeit die Siege der Völker zu jeder Periode ziemlich genau kennen, so ist auch das Alter jener Karten gegenwärtig nahezu festgestellt.

Das auffallende Mißverhältnis zwischen der geographischen Länge und Breite in der Lage der Orte rührt jedenfalls daher, daß die ursprüngliche Bestimmung der Karte, vom Publikum in einem Säulengange angeschaut zu werden, es notwendig machte, das Bild sehr lang, aber nicht zu hoch zu machen. Es sind aber auch die Entfernungen der Orte unter sich nicht proportional, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß der Kartograph alle Wegelängen, wie die angeschriebenen Distanzen vertrat, geradlinig eintrug, ohne auf die Wegkrümmungen, Steigungen und Senkungen Rücksicht zu nehmen. Man bedenke aber auch die einfachen Hilfsmittel, die den alten Römern nur zu Gebote standen. Eine astronomische Zeitdifferenz zur Bestimmung der Lage der Orte konnten sie nicht ausdrücken, da ihnen unsere Taschenuhren und Chronometer unbekannt waren. Als Ersatz diente die Gnomonik, die Kunst, aus der Länge des Schattens, den der Stab auf die Ebene einer Sonnenuhr wirft, den Stand einer Sonnenhöhe und sonach die Tageszeit zu ermitteln.

So liegt der Wert der Peutingerischen Karte denn mehr darin, daß sie uns den damaligen Stand der Kartographie vergegenwärtigt, da alle sonstigen Karten im Gewirr der Völkerwanderung, ganz besonders aber durch den Brand der großen Bibliothek zu Alexandria unter dem fanatischen Araber Muwiz, für uns verloren gegangen sind. Endlich aber bildet sie in Verbindung mit den wenigen erhaltenen Schriften jener Zeit eines der wichtigsten historischen Dokumente, wenn sich auch durch die Mangelhaftigkeit des Urbildes wie durch die Unwissenheit der Nachahmer und Abschreiber vielfache Unrichtigkeiten nachweisen lassen. Immerhin ist es höchst wichtig, die Richtung der großen Militärstraßen der Römer, die Entfernung der Reifestationen, die Lage der Hauptstädte, Kastelle, Wälder, Kolonien, die Stellen, wo Flüsse zu passieren sind, die Wohnsitze der barbarischen Völker, endlich sogar eine Art Gebirgsdarstellung in diesem interessanten Dokumente niedergelegt zu finden.

Die wesentlich praktischen Zielen nachstrebenden Römer, denen der geographische Wissensdrang der Griechen fehlte, haben durch ihre Eroberungszüge in Gallien, Britannien, den Donauländern und Germanien und die Arbeiten ihrer Geometer die Kartographie Europas wesentlich gefördert und dem „eigentlichen“ engen Europa der Griechen erst das westliche Festland zugesügt. Freilich reichte das römische Europa nur bis an die Donau und den Rhein, und Germanien war den Römern doch mehr oder weniger unbekannt. Und der ganze Inhalt der Karte war eigentlich nichts weiter als gezeichnete Statistik des Gerippes, der Küsten, Flüsse, Wege und Ortschaften aus geschätzten oder gemessenen Abständen. Die Drogographie ist über die bescheidensten Anfänge nicht hinausgekommen, Gebirge wurden nur symbolisch durch Linien angedeutet und die Berg Höhen maßlos überschätzt. So hielt man lange die Alpen 50 Millien = 10 geographische Meilen hoch, und auch des Dikäarch trigonometrische Höhenmessung, die die größten Erhebungen der Erde zu 10–15 Stadien (3000 Meter etwa) ermittelte, hat hierin wenig Wandel geschaffen. Viel besser dagegen waren die horizontale Gliederung des Landes und Meeres sowie die Flußsysteme erfasst, und die Ptolemäuskarte von Europa, wie sie aus seinen Ortsbestimmungen hervorging und nach seiner Anleitung auf zehn Blatt später entworfen wurde, gibt schon ein sehr ansprechendes Bild des Erdteils. Die drei südlichen Halbinseln sowie Gallien haben schon ihre typische Form, weniger glücklich ist es um Albion und Hibernia (Großbritannien und Irland) und vor allem Skandinavien bestellt, das durch die

kleine Insel Scandia, im übrigen aber durch das Mare Suevicum ersetzt ist. Erst in der christlichen Ära, etwa vom 6. Jahrhundert ab, tritt dann Germanien hervor.

In der folgenden Zeit der großen Bewegung auf geistlichem Gebiete machte die Kartographie nur wenige Fortschritte. Dieser Periode gehören verschiedene Handzeichnungen an, meist von Mönchen herrührend, Versuche, sogenannte Rad- oder Weltkarten (Wappae mundi), auf denen die Irrtümer des Ptolemäus, der noch lange als unfehlbare Quelle galt, durch Mißverstehen der Identität der neuen Entdeckungen eines Marco Polo und anderer, die man den alten einfach anreichte, neue hinzugefügt wurden, so daß Asien so weit gegen Osten rückte, daß Kathai (China) nur noch 130 Grad westlich von Spanien lag. Auf den auf uns gekommenen Weltkarten, die an Zahl nicht unerheblich sind, sind die Bilder mehr oder weniger phantastisch und sie entbehren fast alle einer exakten Grundlage.

Nach der bekannte Globus des Nürnberger Gelehrten Behaim von 1492 trägt noch alle Spuren des unvollkommenen Wissens und der Irrtümer seiner Zeit, obgleich er, wie wir sehen werden, doch einen großen Fortschritt bedeutet. Der Globus hat, wenn wir zunächst vom Neufertigen sprechen, einen Durchmesser von 54 Zentimeter; er ist aus Pappe gefertigt, die nachher mit Gips und über diesem wieder mit Pergament überzogen wurde. Eine eiserne Achse gestattet die Umdrehung. Das Meer legte Behaim mit blauer Farbe, die Länder legte er gelb und braun, Schneegipfel mit weiß an. Die Schrift schimmerte in verschiedenen Färbungen. Der eiserne Meridian, der den „Erdapfel“ — dies ist im Anfang die gebräuchliche Bezeichnung — umgibt, scheint von Behaim selbst noch angegeben worden zu sein, wogegen der Horizontalring aus Messing erst viel später hinzu kam. Die Kugel ruht auf einem Dreifuß von Eisen (früher von Holz). Das seit nahezu 400 Jahren im Besitze der Familie Behaim befindliche Kunstwerk hat begreiflicherweise durch die Länge der Zeit erheblich gelitten, indem die Farben abgebläßt sind, doch hat immerhin die 1823 von den beiden Nürnberger Mechanikern Bauer ausgeführte Renovierungsarbeit den Globus wiederum in einen leidlichen Zustand versetzt.

Mit Gradnetz ist die Erdkugel noch nicht versehen, während der nur ein Jahr später entstandene „Globus von Laon“ ein solches schon besitzt, freilich kein so dichtmaschiges, wie man es heute verlangt. Behaims Globus enthält von Kreisen außer dem in 360 Grade geteilten Äquator, den beiden Wende- und Polarkreisen nur noch die Ekliptik, auf der in gleichen Abständen blaue Scheibchen mit eingezeichneten Figuren die Tierkreiszeichen darstellen. Der leere Raum der südlichen Polarhalbkugel — heute noch leider fast ebenso leer wie damals — wurde vom Verfertiger mit dem Nürnberger Jungfrauenadler und einigen Patrizierwappen geschmückt.

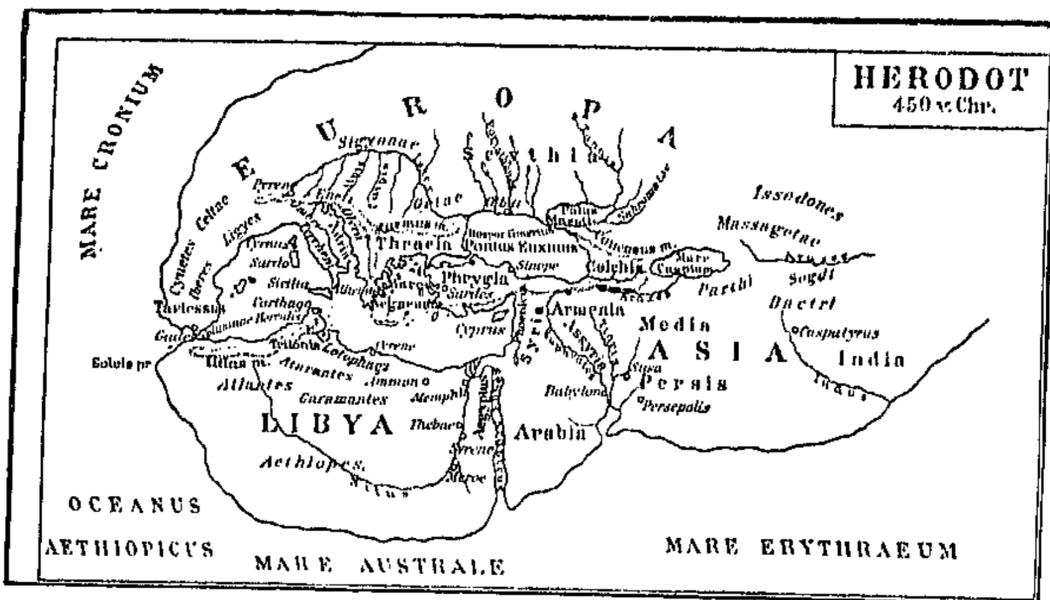
Die Zeichnung von Europa auf dem Globus läßt natürlich viel zu wünschen übrig; der alt eingewurzelte Irrtum, daß die Längenerstreckung

des Mitteländischen Meeres eine viel beträchtlichere sei, als sie es tatsächlich ist, hat wieder seine volle Wirkung getan. Sehr verfehlt ist das Schwarze Meer, das bei Marino Sanudo bereits eine weit wichtigere Gestalt besessen hatte; das Moskowsche Meer z. B. steht bei Behaim in naher Verbindung mit einigen Seen, die östlich von Livland in Tataria gelegen sind. Einen Fortschritt gegen den erwähnten Venetianer markiert Skandinavien, dessen Halbinselnatur nun endlich erkannt ist, während freilich der Isthmus, der es mit dem Kontinente verbindet,

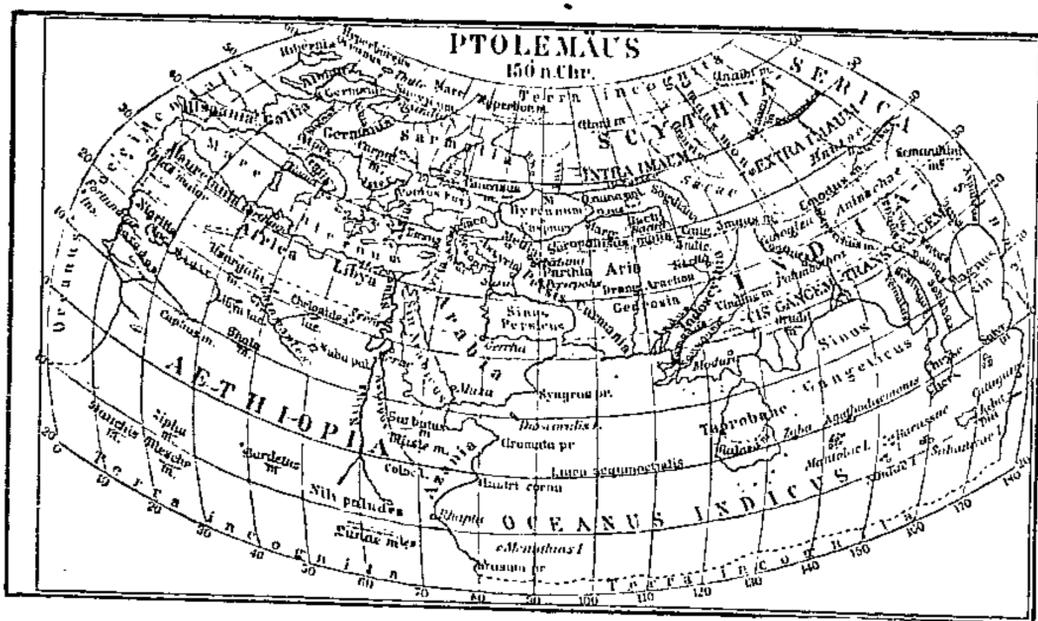
im Sinne des Ptolemäus, bedeutend größer als letztere, aber zeylur ist nur ein Ausläufer Hinterindiens mit einer vorgelagerten Insel, auf der der wackere Mandeville hundsköpfige Menschen angetroffen hatte, und in deren Nähe die Schifffahrt große Schwierigkeiten bereitet haben soll. Für Zentral- und Ostasien hat Marco Polo selbstverständlich die Norm gebildet; die Meeressgrenze ist wohl von Behaim ziemlich willkürlich gegliedert worden. Die große Insel „Zipangu“ (Japan) ist von China viel weiter entfernt, als sie sein sollte; allein das ist gar nicht zu vermeiden, so lange man an der damals noch unwiderlegten Fiktion festhielt, daß ein von Europa aus direkt westlich segelndes Schiff nicht vor Zipangu ein größeres Land erreichen könne. Südwestlich von Japan erblickten wir einen weiten Archipel, in dem sich nach Marco Polo nicht weniger als 12 700 Inseln befinden sollen, darunter die Schiffern verderbliche Magnetinsel. Auf den gleichen Gewährsmann läßt sich zurückführen die Unterscheidung von „Java major“ und „Java minor“, die noch 70 bis 80 Jahre nach Behaim von den besten Geographen für richtig gehalten wurde. Auch die von uns im Bilde gebrachte koreanische Erdkarte, wahrscheinlich allerdings aus jüngerer Zeit stammend, zeigt noch alle Mängel geographischen Wissens.

Festen Boden hat unser Kosmograph unter den Füßen bei der Darstellung des ihm durch Autopsie bekannten Erdteiles Afrika. Den Osten freilich und die inneren Partien mußte er nach anderen Vorlagen herstellen, doch war er hier im allgemeinen glücklicher, und Madagaskar z. B., mit dessen Existenz wiederum Marco Polo die Europäer bekannt gemacht hatte, ist wenigstens dem Orte nach erkennbar abgebildet. Von dem Vorhandensein eines christlichen Abessinienreiches, das ja damals zu den meistbesprochenen geographischen Dingen gehörte, ist auch Behaim unterrichtet, nur verlegt er es viel zu weit südlich. In der Annahme, daß das Land „Saba“ zu beiden Seiten der Babelmandebstraße, sowohl in Arabien wie auch in Asien, sich ausbreite, mag derselbe einer damals noch feststehenden, an sich richtigen Uebersetzung gefolgt sein, denn es kann heute noch als sicher gelten, daß die semitische Besiedelung des afrikanischen Ostens von Arabien ausgegangen ist. Der Nil hat seinen Ursprung in den Ptolemäischen „Mondbergen“, die natürlich auch viel zu weit nach Süden

verschoben sind, aber es ist sehr eigenartig, daß der von da ausgehende Flußlauf plötzlich, mitten in „abassra“, aufhört und sich erst weiter nördlich wieder fortsetzt; da unser Kartograph den Nil unter die Paradiesströme rechnet, so hat er sich offenbar auch der Lehre vom unterirdischen Lauf der Gewässer angeschlossen. Daß Afrika unten spitz zulaufe, konnte Behaim noch nicht wissen, und wenn er sich diesen Kontinent weiter nach Osten ausgedehnt dachte, als er es wirklich ist, so bequemte er sich damit nur einer herrschenden Tradition der Araber an. Arabischen Berichten ist sicher auch die freilich über alles Maß gehende Vergrößerung des ostafrikanischen Inselchens Sansibar zuzuschreiben.

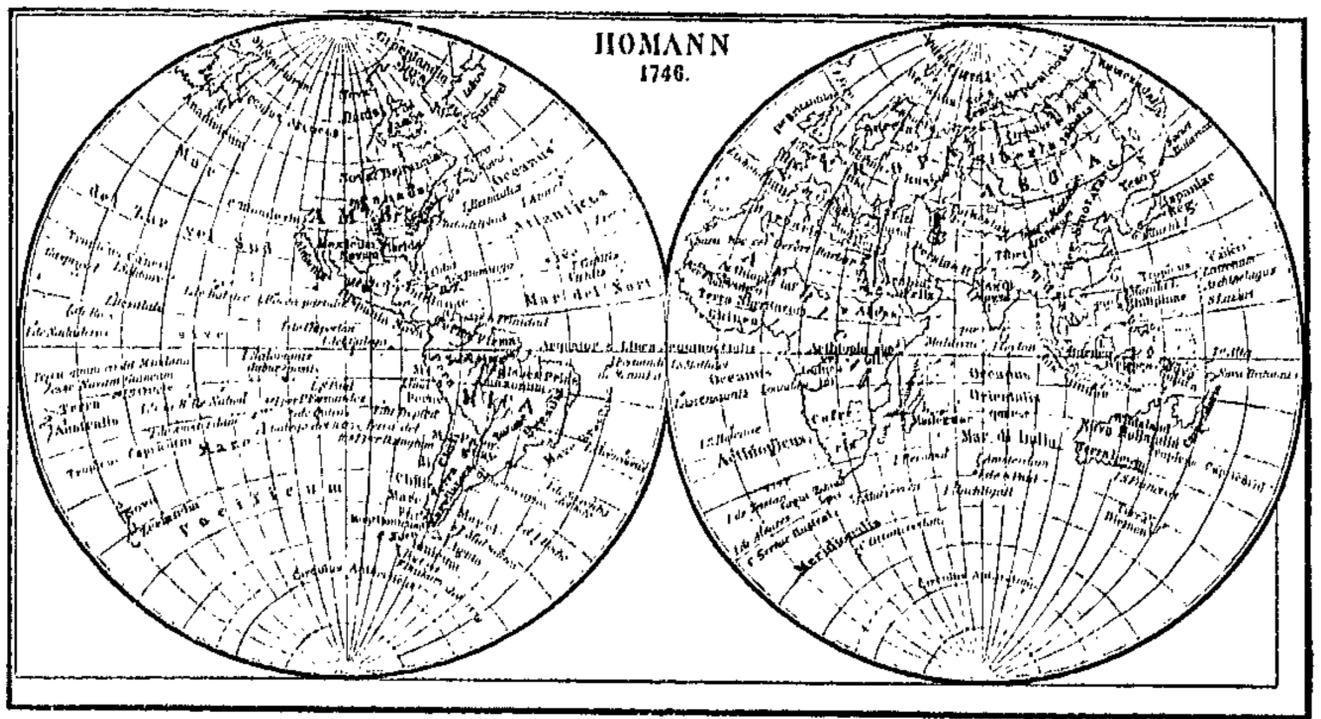


von geradezu komischer Schmalheit erscheint. Daß das „Sirkantische“ (Syrkanische oder kaspische) Meer eine verfehlt nach Norden gerichtete Form angenommen hat, sich also in der Hauptsache von Ost nach West ausdehnt, kann nicht wundernehmen, denn dies war damals die allgemeine Annahme. Genau dasselbe Los erlitt das „Meer persia“ (der Persische Meerbusen), und als nächste Folge dieses Mißgriffes trat die ein, daß die sonst ziemlich korrekt aufgefaßte Halbinsel Arabia sich eine ungeheure Ausbuchtung gegen Westen gefallen lassen mußte. Der Nordrand Ostiens, der sich, wie es wirklich der Fall ist, in



das „gefrohen mer septentrional“ hinein erstreckt, bietet merkwürdigerweise keine so auffallenden Fehler wie der Südrand. Behaim selbst bemerkt zwar, daß jenseits von Vorderindien die Erdbeschreibung des Ptolemäus ihr Ende erreiche, allein gerade der Halbinselcharakter Hindostans hätte wohl aus den antiken Belegschriften erschlossen werden können. So fehlt also die indische Halbinsel fast gänzlich, und nur der das Goldland der Bibel angeblich begrenzende Golf von Bengalen ist schwach angedeutet. Beachtenswert erscheint die Unterscheidung von „tatropana“ und „zeylur“, ersteres stimmt der Lage nach mit der wirklichen Insel Ceylon überein und ist nur, übrigens im

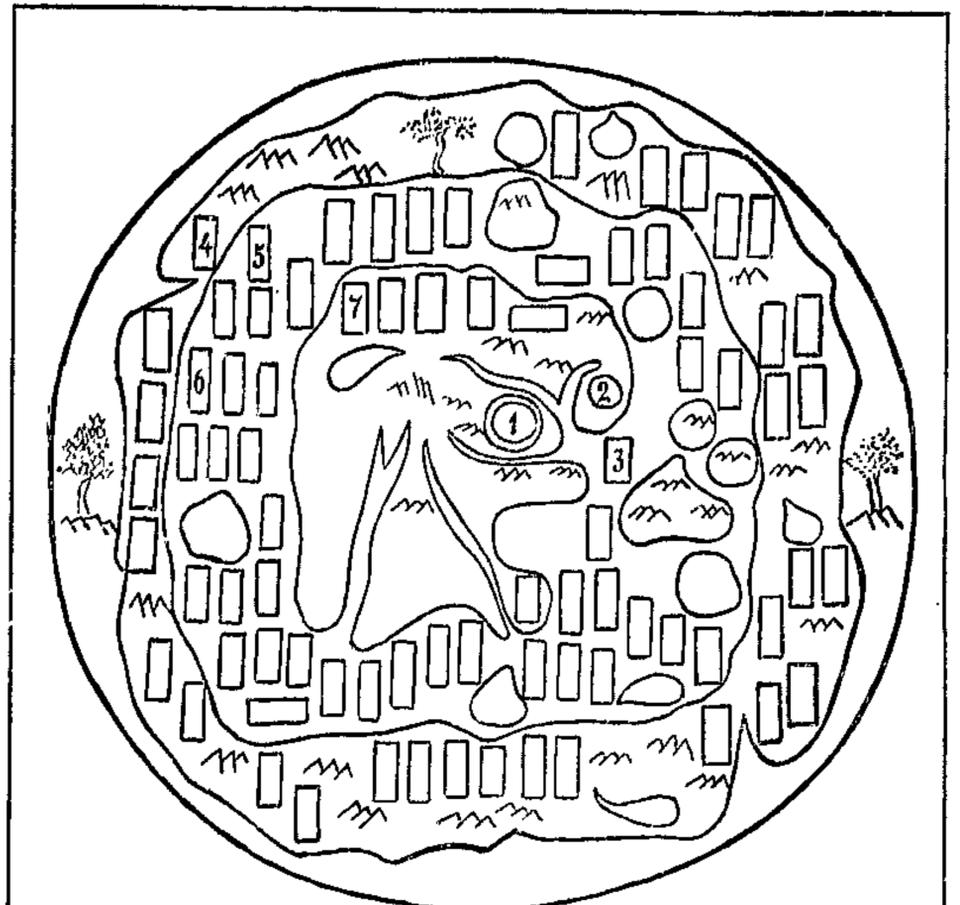
Ohne auf weitere Einzelheiten näher einzugehen, läßt sich doch zusammenfassend sagen: Der Globus Martin Behaims bleibt schon als erster seiner Art aus nachklassischer Zeit eine hervorragende Leistung. Mag auch im einzelnen die Zeichnung von dem, was die fortgeschrittene topische Geographie der Gegenwart als Wahrheit lehrt, noch so weit abgewichen sein, so muß man doch dem Kosmographen nachsagen, daß er auf der Höhe seiner Zeit stand und die besten Daten des Altertums und des Mittelalters mit anerkannter Gelehrsamkeit zu verwenden bemüht war. An intimere Beziehungen zwischen Behaim und Kolumbus, die sich bis zu einer bestimmten Einflüßung des ersteren auf die Pläne des Entdeckers gesteigert hätten, ist schwerlich zu denken, und ebenso muß es als unsicher bezeichnet werden, daß Behaim wirklich auf einer Karte, die später, als der Erdapfel, von ihm verfertigt sein mußte, die Magellanstraße angedeutet und so deren später erfolgte Auffindung vorbereitet hat. Seit Behaim hat die Kartographie gewaltige Fortschritte gemacht. M-



nämlich vollzieht sich indessen die Emanzipation von Ptolemäus mehr und mehr, an Stelle der fabelhaften Zeichnungen treten die Ergebnisse neuer Entdeckungen im Bereiche des asiatischen und amerikanischen Kontinents und an Stelle der „Portolani“ (Kontopaz- oder Krüstenkarten), die in Venedig, Genua und Lissabon fast fabrikmäßig hergestellt wurden, die Atlanten. Wir nennen nur Namen wie Mercator und Homann, welche letzterer nach und nach 200 Karten, meist Kopien französischer und niederländischer Originale, namentlich einen Atlas von 40 Karten (1707), den Atlas von 100 Karten (1712), den großen Atlas von 126 Blatt (1716) und die „Tabula novissima totius Germaniae“ (4 Blatt) lieferte. Homann hatte einen wirklichen Landkartenverlag, indessen wäre es ein Zerrtum anzunehmen, daß diese wie die französischen Karten, unter denen besonders die des Cassini zu nennen sind, frei von Fehlern gewesen wäre. So blieb auf allen diesen Karten das Innere der außereuropäischen Festländer völlig unzugänglich, selten ist das Gradnetz vollständig, und das Verständnis für das Gelände, ohne daß die Landkarte ein dürres Gerippe bildet, fehlte noch fast gänzlich. Der Phantasie der Kartographen war noch immer ein zu großer Spielraum zugewiesen.

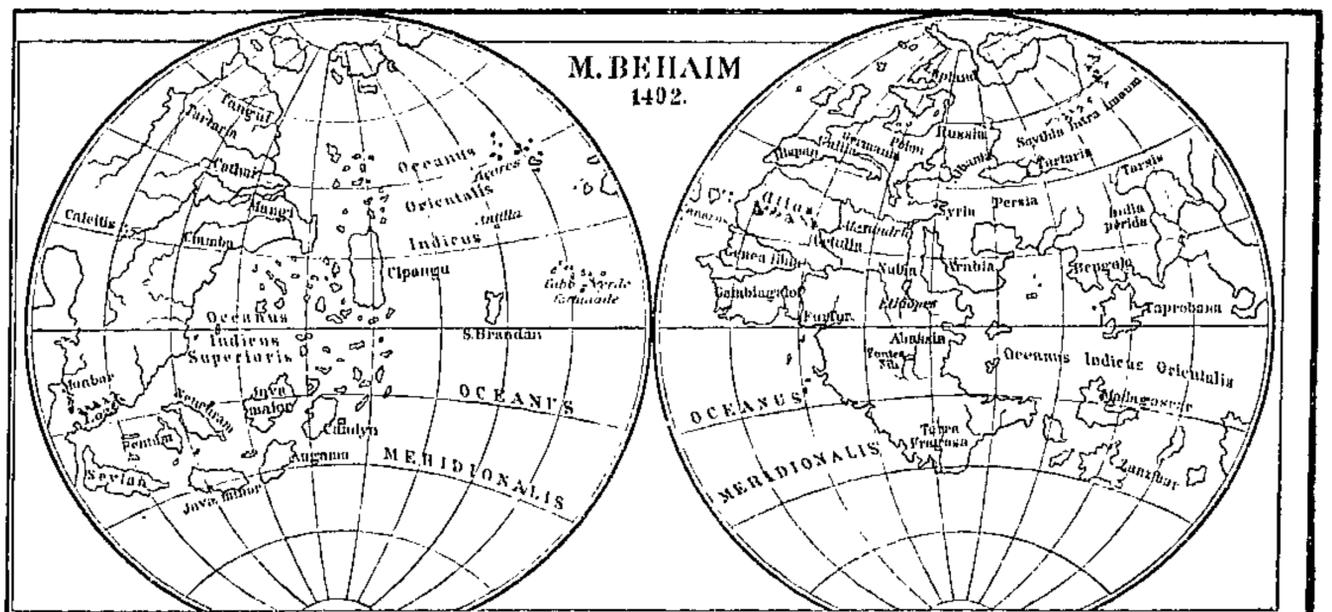
Der Urheber der eigentlichen Reform der Kartographie wurde Guillaume Deslisle, der in der Geschichte der Kartographie für alle Zeiten als einer der hellsten Sterne leuchten wird, namentlich seitdem Sandler sein Verdienst ins rechte Licht gerückt hat. Mit seinem Vater und seinen Brüdern zusammen gab er eine große Zahl von Karten, nicht nur Weltkarten, Welthemisphären und Karten der einzelnen Erdteile, auch nicht nur Spezialkarten von allen bedeutenden europäischen Ländern, sondern auch solche von außereuropäischen Gebieten heraus, sowie Karten in großem Maßstabe von einzelnen Teilen Frankreichs und Nachbar-gegenden, und endlich auch Karten zur alten Geographie. Diese Werke hätten selbstverständlich nicht ihre reformatorische Bedeutung haben können, wenn Deslisle etwa nur ein einfacher Kartenzeichner und Kompilator und nicht auch ein eminenten Gelehrter und Forscher gewesen wäre. In den Schriften der Pariser Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er bereits mit 27 Jahren wurde, hat er eine lange Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, die seinen wissenschaftlichen Geist in glänzendem Lichte zeigen und bisher wohl kaum noch genügend gewürdigt worden sind. Daneben hat sein Wirken eine nicht geringe Tragweite für die Darstellungsart auf den Karten, die im Gegensatz zu der auf äußerlichen Prunk bedachten Manier der älteren Kartenbilder sich durch äußerlich wichtige und bleibende Fortschritte auszeichnen. Namentlich im Innern der Kontinente zeigt es sich deutlich, welche ungeheure Arbeit in den Karten von Deslisle niedergelegt ist, indem er mit den Phantasien der früheren Karten gründlich aufräumte und wirkliche Tatsachen an ihre Stelle gesetzt hatte.

So ist Deslisle, der von Anfang an darauf bedacht war, das ganze Gebiet der Kartographie zu erneuern, der erste moderne Kartograph, der die hohe und wohlverdiente Anerkennung, die ihm von der Mit- und Nachwelt gezollt worden ist, voll und ganz verdient. —



Koreanische Weltkarte.

Das Original dieser Weltkarte trägt in den einzelnen Feldern Bezeichnungen für das betreffende Land. Mit dem Namen angegeben sind nur drei Länder und zwar 1 China, das „Reich der Mitte“, 2 Korea, 3 Japan. Alle übrigen Felder tragen Zeichen, die das betreffende Land irgendwie charakterisieren sollen. So verlegt der Koreaner Deutschland nach dem Feld mit der Ziffer 4, England nach Feld 5, Frankreich nach Feld 6 und Rußland nach Feld 7.



Die Wasser von Babylon.

Von H. Conrady.

Die Wasser von Babylon sind die Szenerie eines berühmten Psalms, den ein hebräischer Dichter seinen Stammesgenossen und Leidensgefährten in der Verbannung sang. Der biblische Sänger hat dabei ganz gewiß nicht bloß an die natürlichen Wasserläufe des Zweistromlandes gedacht, sondern außerdem auch an die zahllosen künstlichen Wasseradern, die das Land damals überall durchzogen und für die Gegend charakteristisch waren. Babylonien hat zu jenen biblischen Zeiten ganz anders ausgesehen als heute. Heute ist es zum größten Teil eine trostlose Einöde, teils Wüste, teils Steppe, teils Sumpf und zur Zeit der Frühjahrüberschwemmungen der beiden Ströme, des Euphrat und des Tigris, ein großer See. Die übermäßige Bewässerung der einen und die übermäßige Trockenheit der übrigen Jahreszeiten bewirken, daß Babylonien jetzt nur hier und da schmale Streifen Kulturland aufzuweisen hat, ein wenig angebautes dünn bevölkertes Gebiet ist. Hin und wieder finden sich Spuren verschwundener Pracht: nicht allein in Gestalt von monumentalen Ruinen uralter Kulturstätten, sondern besonders auch Ueberreste jener Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, auf denen die ehemalige Blüte des Landes beruhte. Daß in dem Kanalisationsystem der Urgrund von Babylons Glanz zu suchen sei, hat schon der große griechische Historiker Herodot erkannt, der ungefähr drei Menschenalter nach jenem Psalmisten an den Wassern von Babylon gewesen ist. In ein paar Sätzen hat der Vater der Geschichte zusammengefaßt, was ihm über die ökonomische Basis der babylonischen Kultur bekannt war: „Es regnet wenig in der Assyrischen Land, und was die Wurzel des Getreides ernährt, ist folgendes: Nämlich von dem Flusse bewässert, gedeiht die Saat und wächst das Korn, nicht daß der Fluß, wie in Ägypten, selbst auf die Acker überträte, sondern durch der Hände Arbeit und Pumpen wird bewässert. Denn das ganze babylonische Land ist wie Ägypten von Gräben durchschnitten, und der größte darunter ist schiffbar und ist nach Mitternacht zu und geht vom Euphrat bis an einen anderen Fluß, den Tigris, an dem die Stadt Ninus (Ninive) gelegen. Und das Land ist unseres Wissens von allen Ländern bei weitem am besten zum Getreidebau geeignet. . .“ Herodot berichtet, daß es an zweihundertfältige Frucht trage. Das wird nun freilich stark übertrieben sein; der griechische Botaniker Theophrast spricht nur von 50—100fältiger Frucht, was denn auch noch den heutigen Ertrag bebauter Strecken in Babylonien um das fünf- bis zehnfache übertrifft. Nicht ganz richtig ist es auch oder wenigstens nicht vollständig, wenn Herodot davon spricht, daß der Euphrat nicht über seine Ufer träte. Wir wissen, daß er es heute tut, und zwar zum großen Schaden des Landes. Daß er es zu Herodots Zeiten nicht tat, lag an den babylonischen Wasserbauten. Große Dämme verhinderten damals die Frühjahrüberschwemmungen, und die Kanäle sowie mächtige Bassins nahmen den Ueberfluß in sich auf, um ihn zur rechten Zeit und in angemessenen Dosen dem Boden zuzuführen.

Herodot weiß bloß einen schiffbaren Hauptkanal. Tatsächlich aber war eine ganze Anzahl Kanäle für größere Fahrzeuge benutzbar. Im nördlichen Babylonien allein vier vom Euphrat zum Tigris parallel laufenden Wasseradern von je 100 Fuß Breite. Weiter südlich waren der heutige Schatt-el-Nil und der Schatt-el-Gai, mehrere hundert Kilometer lang, die bedeutendsten Kanäle. Und der größte Kanal erstreckte sich außerhalb von Mesopotamien im

engeren Sinn, außerhalb des Zweistromlandes in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes. Dieser von den Griechen Pallakopas genannte schiffbare Hauptkanal westlich des Euphrat zweigte sich oberhalb Babylon vom Strom ab, berührte auf seinem 600 Kilometer langen Lauf unter anderem die aus der Bibel bekannte Stadt Ur und mündete in den persischen Meerbusen. Neben solchen Hauptkanälen gab es zahlreiche Zweigkanäle und Regionen von Feldgräben. Der Ursprung dieses Kanalnetzes verliert sich in dem gleichen Dunkel, das die Anfänge der babylonischen Kultur verhüllt. Schon die ältesten babylonischen Könige, von denen wir genaueres wissen, heben in ihren Inschriften mit besonderem Nachdruck hervor, was zu ihrer Zeit für die Instandhaltung und den Ausbau des Kanalsystems geschehen ist. Ungewöhnliches ist auf diesem Gebiete unter dem vor einigen Jahren vielgenannten König Samsurabi (zirka 2250 v. Chr.) geleistet worden. Darauf tut sich Samsurabi am meisten zugute. Vor allem rühmt er sich in einer interessanten Inschrift, den großen Kanal gebaut zu haben, den er „nuchusch nischu“, zu deutsch Volkswohl nennt. Dadurch seien, so sagt der König, dürre Strecken in blühende Acker verwandelt, dem babylonischen Volk „ewig fließende Wasser, Speise und Trank“ gesichert und die zerstreuten Stämme in „liebliche Wohnsitze, wo Fülle und Gedeihen herrschen“, gesammelt worden. Dabei ist offenbar an längst Vorhandenes, aber Versallenes angeknüpft worden; denn es heißt in der Louvre-Inschrift, die von dem Volkswohlkanal handelt, ausdrücklich: „Ich habe die Wasser seiner Zweige über die wüsten Ebenen geleitet, ich habe sie in die ausgetrockneten Gräben sich ergießen lassen.“ Die Gefahr der Austrocknung oder vielmehr der Verschlammlung lag immer vor und konnte nur durch beständige Instandhaltung abgewandt werden. Wie wohl sich die babylonische Staatskunst dieser Gefahr bewußt war, zeigt beispielsweise eine Inschrift des Königs Nebukadnezar I. (zirka 1200 v. Chr.). Da wird als ein besonders kräftiger Fluch auf einen etwaigen Schadenstifter herabgerufen, daß Nimmon, der Gott der Wasserläufe, seine Kanäle mit Schlamm füllen möge. Belehrend sind auch die auf das Gebiet der Bewässerungsanlagen bezüglichen Bestimmungen des babylonischen Gesetzbuches, das nach dem König Samsurabi benannt ist. In diesem ältesten Gesetzbuch der Welt wird unter anderem festgesetzt: Wer seinen Damm nicht imstande hält, so daß ein Riß darin entsteht und die Feldflur überschwemmt wird, der soll den Geschädigten das Getreide ersetzen. Wenn er das nicht vermag, so soll man ihn und seine Habe für Geld verkaufen und den Erlös unter die geschädigten Bauern verteilen. Ferner heißt es: Wenn jemand seinen Wassergraben zur Bewässerung öffnet und dabei nachlässig verfährt, so daß der Acker des Nachbarn überschwemmt wird, der soll Schadenersatz leisten. Schließlich: Wer ein Wasserrad vom Felde stiehlt, der soll dem Besitzer 5 Sefel Silber geben; wer einen Schöpfeimer stiehlt, 3. Der Schöpfeimer, heute von den Arabern Schadduf genannt, dient dazu, mit Hilfe eines langen Schwengels Wasser aus dem Graben auf ein höher gelegenes Feld zu schaffen. Er wird durch Menschenhand in Bewegung gesetzt, während das dem gleichen Zweck dienende Wasserrad durch Tiere getrieben wird.

Die Gefahr der Verwahrlosung war für die babylonischen Wasserbauten am größten, wenn das Land fremden Herren unterworfen war, wie schon in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. den Assyriern. Auch die Assyrier haben bei sich zu Hause erkleckliches in der Anlage von Kanälen geleistet, obwohl sie bei der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes nicht in dem Maße darauf angewiesen waren wie die Babylonier. Beispielsweise rühmt sich

der assyrische König Assurnasirpal (884 bis 860 v. Chr.), vom oberen Tafe nach der damaligen Hauptstadt Kalach einen Kanal angelegt zu haben, der den Namen Fruchtbarkeitsstrom erhielt, weil er die ganze Gegend befruchtete. Außerdem versorgte er Kalach mit Trinkwasser. Die Stadt Ninive wurde unter König Sanherib (704—681 v. Chr.) mit gutem Trinkwasser versehen, nachdem ihre Einwohner sich so lange mit verdorbenem oder Regenwasser hatten behelfen müssen. Außerdem aber war es auf die Bevölkerung weiter bislang unbebauten Landstriche abgesehen. Zu beiden Zwecken wurden unter Sanherib nicht weniger als 18 Kanäle angelegt. Dagegen muß das babylonische Kanalnetz zur Zeit der assyrischen Herrschaft vernachlässigt worden und stark in Verfall geraten sein. Die daraus entspringenden ökonomischen Konsequenzen haben gewiß sehr viel dazu beigetragen, die Babylonier schließlich zur Erhebung gegen die Assyrer zu treiben. Jedenfalls, sobald das Joch abgeschüttelt war, zur Zeit der neuen babylonischen Könige Nabopolassar (625—605 v. Chr.) und Nebukadnezar (604—562 v. Chr.) bestand die Hauptfriedens-tätigkeit der babylonischen Staatslenker in der Wiederherstellung und dem planmäßigen Ausbau des alten Kanalnetzes. Die alten Kanäle wurden vom Sand und Schlamm befreit, die Dämme des Euphrat in Stand gesetzt, an der Meeresküste Deiche zum Schutz gegen die Ueberflutungen der See angelegt. Die Summe der Reparaturarbeiten allein, die in diesen beiden Menschenaltern ausgeführt worden sind, erscheint schon gigantisch, wenn man bedenkt, welche ungeheure Dimensionen die ausbesserungsbedürftigen Werke zum Teil hatten. Der 600 Kilometer lange Palakopas war so verfallen, daß die griechischen Schriftsteller von einer völligen Neuschöpfung sprechen. Einige Kanäle sind bestimmt erst in dieser Zeit angelegt worden. Für welche und wieviele das gilt, muß freilich bis auf weiteres dahingestellt bleiben, da die keilschriftlichen Quellen noch sehr unvollständig sind und die klassischen Autoren sich vielfach widersprechen.

Ohne Zweifel eine Originalschöpfung der Regierungszeiten Nabopolassars und Nebukadnezars war das gewaltige Werk, das den Abschluß des babylonischen Wasserbausystems bildete: das große Becken von Sippara. Sippara war eine uralte Stadt am nördlichen Ende von Babylonien. In ihrer Nähe wurde ein riesiges Bassin angelegt, das durchaus den Vergleich mit dem berühmten ägyptischen Mörisssee des Amenemha aushält. Der Umfang des Beckens von Sippara betrug nicht weniger als 420 Stadien oder zirka 75 Kilometer, die Tiefe 35 Fuß. Man darf wohl annehmen, daß die Bodengestaltung dem Werke zugute gekommen ist: sonst wäre es mit den damaligen Hilfsmitteln trotz allen Massenaufgebots von rücksichtslos ausgenutzten Arbeitskräften kaum zu bewältigen gewesen. Jedenfalls ist auch hier, wie bei dem Mörisssee, ein niedrig gelegener Landstrich durch Einfassung mit gewaltigen Deichen in ein Reservoir verwandelt worden, so daß nicht überall, sondern bloß stellenweise große Ausgrabungen vorzunehmen waren. Die ausgegrabene Erde diente zu Eindeichungszwecken. Die Einschnitte und Dämme, die das Bassin bildeten, wurden an den Böschungen mit Bruchsteinen eingefast. Das Becken kommunizierte durch Schleusen mit dem Kanalisationsystem und dem Euphrat. Es diente dazu, in Zeiten hohen Wasserstandes den Ueberfluß aufzunehmen und das aufgespeicherte Maß in Zeiten des Wassermangels dem Lande zuzuführen. Die Schleusen waren dem babylonischen Geschichtsschreiber Berosus zufolge so konstruiert, daß sie sich je nach dem Wasserstand im Bassin und im Euphrat von selbst öffneten und schlossen.

(Schluß folgt.)

Der Geiß-Christeli.

Erzählung von Ernst Zahn.

Wohl an die hundertmal bin ich ihm begegnet und habe nichts an ihm gesehen, als daß er ein Bub war wie die anderen, die herumkriechen. Selbst dann, als er mir aufsiel, war nichts Auffallendes an ihm. Auf dem schmalen Bergsträßchen kam er daher. Eine flucht schöner Tage hatte den Weg braun überstaubt, auch dem Christeli seine nackten Füße und Weine waren braun, so wußte man nicht, wo der Weg aufhörte und der Christen anfing. Im ganzen übrigen aber also war er just wie ein anderer. Einen Rock hatte er nicht an, die Hemdärmel, die aus der Weste schauten, waren ziemlich weiß, rauh aber wie Zwisch. Die Weste hing offen und schlampig, zwei Knöpfe hatte sie wohl noch, wenn der Bub sie hätte zuknöpfen wollen. Die Hosen — jesses, die Hosen —, die sahen aus wie die Ebene im Unterland, die in dunkelgrüne Matten und geschorene Matten, in graue und braune Ackervierecke geteilt ist. In lauter Flickenvierecke war dem Christen seine Hose geteilt. Auch ein paar Löcher wies sie auf; damit der Schnee auf der Ebene nicht fehle, bligte zwischen den Vierecken an zwei Stellen das Hemd hervor. Auf die nicht übergeraden Weine hingen die Franzen der Hosensäume herab. Der Kopf war klein, der Hut, der darauf saß, groß; manchmal trug ihn wohl der Vater, manchmal der Bub. Hahaha, der Hut! Er bestand aus einem Stück Filz oder Leder oder Pappdeckel; der hätte eine Belohnung verdient, der noch herausgefunden hätte, aus welchem Stoff der Hut bestand, aber es war ein Hut der Form nach, eine weiche spitze zulaufende Kruppe und ein zerknitterter, verschliffener, in allen Formen und Farben prangender Rand daran und er saß nach hinten geschoben fest auf dem steifigen schwarzen Haar. Seit wir näher bekannt geworden sind, gibt der Christeli ihm manchmal einen kleinen Dreher, wenn wir aneinander vorübergehen, das ist, wenn ihn die Höflichkeit sticht. Häufiger trottet er an einem vorüber mit einem ernsthaften herben Gesicht, vielleicht hat er die Herrenlaune, die ihm eingibt: er soll zuerst grüßen, der fremde Hundel, ich bin daheim hier! Im Gesicht ist der Christen gelbbraun wie an Weinen und Armen. Es ist eine schöne, ebenmäßige, satte Farbe von den Backen zum Hals, vom Hals zur Brust, die meist aus dem offenen Hemd schaut; auch hat die Farbe nichts Krankhaftes und nichts Unreines, beileibe nicht, die Haut sieht vielmehr so frisch aus, als ob der Bub alle Augenblicke unter dem kalten Wasserstrahl der Dorfbrunnentröhre läge. Das Gesicht ist starkknöchig, eher schmal und hager, hat eine eckige Stirn, ein kleines, hartes Kinn, abstehende Ohren, schwarze eng zusammengewachsene Brauen über braunen Augen. Der Mund ist breit, hat aber schmale Lippen; wenn diese geschlossen sind, läuft der Mund wie ein schmaler fester Strich von Wange zu Wange, lacht er, so bohren sich zwei Grübchen in diese.

So — und als der Christen mir aufsiel, sah er mich an. Das war wie gesagt, nachdem ich ihm schon weiß Gott wie oft vorher begegnet war. Er sah mich an und ich ihn, sein Blick wich dem meinen nicht aus; eine scharfe Falte saß in seiner Stirn und in seinen dunkelbraunen Augen war ein Licht, das fast stach. Als er vorüber war, mußte ich lachen. Der Bub hatte keinen Laut von sich gegeben, auch nicht begrüßt, natürlich nicht, und doch war es, als hätte er mir ins Gesicht die Worte geworfen: „Was gaffst denn so, Du? Hast, denk' ich, schon mehr Menschen gesehen als mich.“

Vielleicht war es darum, daß ich auf ihn aufmerksam wurde.

Als ich ihn wieder sah, war es an einem Nebeltag. Ich stieg über einen breiten Berg Rücken, einen Weg, wo wenige gehen; das sind immer die besten. Zu sehen war nichts als der herbe Boden, bald kurzes Gras, bald nackter Fels, bald harte Granitplitter und weißer Sand. Die Nebel hingen still, ohne Bewegung, über alles, was rings sich auflöste, herab, hielten den Wildbach versteckt, der in der Tiefe donnerte und den dunkeln Wald, der über dem Abhang stand. Rings war eine graue, fast furchterregende Ruhe und Düsterteit. Aber die Luft war kühl und durch die Glieder rann es einem wie neue Kraft. Da klang ein dumpfer Hornston aus der Höhe herab, langgezogen und stark; es war sonderbar, welche sieghafte Macht in dem unmelodischen, fast murrenden Ton lag, der die Nebel überwand, die alles verhüllten und banden, der aus ihnen hervorbrach mit einer rauhen Gewalt, die gleichsam stiernackig und mit langsamer Wucht überstampft, was ihr im Wege ist. Der Ton setzte nur so lange aus, als ein Mensch um tief Atem zu holen braucht, dann hob er von neuem an, und je höher ich stieg, desto näher scholl er. Dann stand über mir auf einem Felsblock der Christen mit einem Stuhorn. Der Nebel tat sich just so viel auf, daß ich ihn sah und er wie in einem grauen Gewölbe stand. Das eine Bein war ein wenig vorgekehrt, der nackte Fuß stemmte sich fest auf den Felskopf, beide Hände hielten das Horn, so blies der Bub mächtig und daß seine Backen zum Blasen gefüllt waren, hinein und sah mich nicht kommen. Ich blieb stehen. Da klingelte es in den Nebeln, da und dort, scharf und kurz. Nun wußte ich, daß der Christen, der Geißbub, seine Herde lockte. Das Läuten der Schellen stand in seltsamem Einklang zu der Magerkeit der Tiere, es war ein dürrer, kurzer Ton; ohne daß man sie sah, ließ sich jeder Sprung, den die einzelne Ziege tat, verfolgen. Dann tauchten sie aus der grauen Nacht, weiß, scheidig, dunkel, und strichen dem Fels zu, wo der Christen stand. Es war, als ob der sie am Faden heranzöge. Er setzte das Horn ab und musterte die Herde. Als einzelne Tiere zu lange säumten, fluchte er eins, griff wieder zum Horn und stieß hinein, zornig, herrisch dieses Mal. Langsam kamen die Nachzügler gestrichen. Da stieg er vom Stein und setzte sich an die Spitze des Zuges. Wie weiland der Mattenfänger von Sameln vor dem Mattenheer, zog er vor seiner Herde einher. Als er an mir vorüberkam, grinste er und griff an den Gutrand; er hatte gemerkt, daß ich ihn beobachtet hatte. Dann zogen sie weiter, in der Art aber, wie der Bub Herr war über die Herde und gewissermaßen Herr über die Nebel, die ihn nicht kümmerten, über den gehässigen rauhen Gang, den er mit nacktem Fuß beschritt, lag es wie Freiheit und Kraft, lag etwas, das mich packte.

Einige Tage danach ging ich durch die Dorf-gasse, die schmale, sandige, mit den Holzhütten zu beiden Seiten, die sie wie Knöpfe das Kleid in spärlichen Reihen säumen, als ob immerwieder ein paar zwischen hinein angefallen wären. Die rauchschwarzen Türen standen offen, denn es war Abend und Sonntag und warm; auf den grauen, zertretenen Schwellen lag das milde Gold der versinkenden Sonne. Die von Ober-Ebmeten hockten und standen vor diesen Türen und ließen mich Spießruten laufen. Die meisten boten ein kurzes, zögerndes „Tag“, einzelne drehten sich ab und traten ins Innere. Was soll einer grüßen, wenn er sich die Mühe ersparen kann! Beim „Plutten“, dem Christeli seinem Vater, war die ganze Familie in der Tür beisammen. Die Arnoldin, das kleine, krumm-

beinige runde Weib mit dem freundlichen Gesicht, saß auf einem Stuhl und hielt das Jüngste auf dem Schoß. Der Arnold, der Vater, der den schönen Uebernamen der „Blutt“ trug, lehnte hemdärmelig an der Hausmauer und rauchte aus der Stummelpfeife. Er war lang und hager, hatte ein blatternarbiges, bleiches, verhungertes Gesicht und einen kurzen, just nur an die Munddecken reichenden rauhen schwarzen Schnurrbart. Sein Kopshaar war spärlich und an den breiten Schädel gepappt; dem Alois Arnold sah die Armut aus den tiefliegenden Augen. Neben ihm hockte sein Nesselker, hager wie der Vater, mit einem Gesicht von kranker Farbe. Der Christen und seine Schwester, die Broni, hatten ihren Sitz auf einem Baumstamm, der von der letzten Holzleistung her noch vor der Stütze lag. Zwischen dem Josef, dem Nesselker, und der Broni, fehlte noch der Bub, der war auswärts, war unten in Obersee in Dienst. Die Broni war ein geradegewachsenes siebzehnjähriges Ding mit einem unschönen, gelben Gesicht, lohlschwarzem Haar und denselben dunkelbraunen klugen Augen wie der Christen sie hatte. Der, der Geißbub, beliebte sich unserer Bekanntschaft zu erinnern, als ich daherkam. Er lachte, griff an den Kopf, wo der Hut diesmal nicht saß, und sagte ein „Tag!“ — „Tag!“ grüßten die anderen. Mit der Alten ging die Freundlichkeit durch. „So wollt Ihr eben noch ein wenig laufen,“ meinte sie. Aus der Berlegenheitsfrage wuchs ein mühsames Gespräch, weil ich stehen blieb. Der Arnold, die Broni und der Christen nahmen nicht daran teil, nur der Nesselker, der Josef, war gesprächig und die Arnoldin.

„Sind sie schon daheim, die Geißen?“ fragte ich. Der Christeli hielt den Kopf in beiden Händen, stieß die Backen in die Höhe und schwieg. Statt seiner antwortete die Mutter:

„Nein, es hat ein anderer ausgetrieben heute.“

„Der da will fort morgen, der Bub,“ winkte der Josef über die Schulter nach Christen hin.

„Fort?“ fragte ich.

„Ja, eben,“ wand die Arnoldin mühsam eine Erklärung auf. „Wißt Ihr, einen Bruder hat er jetzt halt da unten in Obersee.“

Aus den Mitteilungen, die dann abwechselnd die Frau und der Bursche gaben und die von ihren Lippen wie abgebrochen fielen, war zu entnehmen, daß es dem Bruder, der als Messerpuher in einem großen Gasthof war, gut ging, und daß er geschrieben hatte, der Christen möge kommen, er habe eine Stelle als Laufbursche für ihn im gleichen Hause.

„Gehst gern?“ fragte ich den Bub.

„Se ja,“ sagte er, „einmal sehen kann man ja, wie es da ist!“

„Verdienen kann einer halt,“ meinte die Frau; „hier verdient einer ja nichts, und das tut er.“

„So, so,“ sagte ich.

„Eben ja,“ sagte die Arnoldin.

Damit schloß das Gespräch so langsam wieder ein, wie es angehoben hatte und ich ging weiter.

Am nächsten Tage war ich Zeuge, wie der Christen in Ebmeten abfuhr. Weil ich diese seltsame Reise mit ansah und von des Bubens redseliger Mutter erfuhr, was nachher geschah, auch den kleinen krummbeinigen Christeli allezeit so vor meinem inneren Auge habe, als stünde das Konterfei seiner erhabenen Persönlichkeit richtig auf irgend eine der Platten meines Inneren eingäht, muß ich das hier ausführlich erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregel.

Will eine Meinung Dich gewinnen,
Und fällt die Wahl, wie öfter, schwer,
So frag, willst Du Dich recht besinnen,
Nur nach dem Was, dem Wie, dem Wer.

Das Was? es gälte wohl das meiste,
Doch rein zu lösen ist es nie,
Zumal bei aufgeregtem Geiste,
Dann geh Du weiter auf das Wie?

Durch welche Mittel sich behaupte
Die Meinung auf dem Weg zum Ziel?
Und sind es schlechte, unerlaubte,
So hast Du schon gewonnen viel.

Doch oft verschafft sich auch das Rechte
Nur durch Gewalt den schweren Sieg;
Man ist nicht wähl'ig im Gefechte,
Denk nur als Beispiel an den Krieg.

Dann bleibt das Wer? als letzte Frage,
Als Leitstern zur Entscheidung Dir;
Wer Deiner Meinung Fahne trage
Und wer sich schare unter ihr?

Sind's Menschen, die Du sonst wohl meidest,
Dienstbar dem Wahn, dem Trug, dem Lohn —
Indem Du von dem Schlechten scheidest,
Hast Du Dich auch entschieden schon.

Griaparzer.

Rosen. Heute morgen war ich bei meinen Rosen. Die bläulich kalte Stimmung der Frühe lag noch auf ihnen und ich betrachtete genau jede einzelne Knospe und dachte, welche mag sich wohl heute am schönsten entfalten? ... Der Tag war lang und heiß, sie haben Zeit genug gehabt zum Erblühen und mich freut es sehr, zu sehen, wie weit jede sich entwickelt hat.

Es blühen viele Rosen in diesem Garten, und jede ist von der anderen verschieden in Duft und Form und Farbe. Matt- und dunkelgelbe, rote vom reinsten Rosa bis zum satteften Purpur, und auch weiße, immer eine prächtiger als die andere. Und immer ist die am schönsten, die man gerade betrachtet. Meine Rosen gleichen in ihrer Schönheit jugendfrischen Mädchengestalten, und ich meine oft, sie mühten einander auch seelisch verwandt sein ... Die reinweiße dort, deren Duft nur wie eine leise Mahnung zu mir dringt, erinnert mich immer an die Mädchen des Nordens, die so keusch und so stolz sind, die in der langen, bangen Winternacht von dem Sommer träumen, der im Norden so kurz und so herrlich ist ... Und die feurig rote, deren Blütenblätter aussehen, als wären sie von purpurnem Samt und deren Duft etwas Berausches hat, sie gleicht wohl dem Mädchen des Orients, dem zarten Wesen mit dem heißen, leidenschaftlichen Empfinden, deren schwarze, sehnsuchtsvolle Augen wie in stummer Frage durch das Gitter des Haremssfensters schauen ... Die hellrote ist ein Wiener Kind, dessen Sprache wie Gesang klingt und dessen Schritt so leicht und schwebend ist, als ginge es immer nach den Klängen der Musik ... Die hellgelbe, sie wäre wohl ein Thüringer Mädchen, so ein sanftes träumerisches Geschöpf, das nicht viel vom Leben kennt und kennen will, das die Liebe für nichts hält, als einen süßen Traum, das sich aber so tapfer wehrt und scharf zu stechen vermag, wenn man es rauh und ungeschickt anfacht, oder wenn es glaubt, daß man ihm Böses tun will ...

Und so gibt es noch tausend verschiedene Sorten, verschiedene Charaktere, aber jede ist schön in ihrer Art ... Es ist etwas Eigenes um die Rose, und es gibt wohl keine zweite Blume, die so vollendete Schönheit in Form und Farbe mit dem herrlichsten Duft vereinigt.

Einige, die heute morgen noch in der Knospe schliefen, haben sich fast gänzlich entfaltet, manche sich nur ein wenig schüchtern geöffnet, es scheint fast als fürchteten sie das Erwachen, die Ueberfülle des Lebens. Oder ahnen sie, daß ihr Dasein nur ein paar Tage dauert, nur einen Tag, nur eine Stunde? Der Wind weht, ein erfrischender Luftzug streift die leicht gewellten Häupter, und sie bewegen sich leise hin und her ... Einige Blütenblätter fallen mit leisem Klagelaut zur Erde ... Fallen schon die Blätter, und es ist doch erst der erste Tag im Juli,

und der Sommer soll noch kommen ... Sie verfluchen, vergehen und wissen nicht wie schön sie waren. Wissen nicht, daß sie nur erschaffen waren, das Menschenauge zu erfreuen ... So oder so ... alle müssen sie verblühen, an der Brust einer Königin, eines Wellers, in den Händen einer Braut, oder vielleicht in einem Kranze auf einem frischgeschlossenen Grabe. Die roten, gelben und weißen, ohne Unterschied ...

Die Sonne ist hinter dem Berge verschwunden. Eine weiche, warme Sommernacht senkt ihre Schatten auf die Erde. Die düstere Linde des Waldes hebt sich scharf von dem hellen Hintergrunde des Himmels ab ... Es ist ganz still. Nur fern ein Hundebell oder das Lachen froher Menschen ... Noch ein paar Falter flattern schlaftrunken hin und her. Und der Duft der Blumen wird immer stärker ... m. m.

Heinrich Leuthold. Wenn die Schweizer Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Ferdinand von Schiller (Dramor) als ihre größten Poeten feiern, so gehört auch Heinrich Leuthold zu jenen dreien. Allerdings traf ihn das Mißgeschick, daß er seinem Volke erst bekannt wurde, als ihn die Nacht des Wahnsinns umring. Was ihm sein Lebtage versagt geblieben war: — nun gewährte ihm die Heimat, die er so sehr geliebt hatte, Abbruch im Tode. Am 1. Juli sind 25 Jahre verfloßen, seit Leuthold dahingegangen ist. Als Kind armer Landleute — sein Vater war Senn — am 9. August 1827 im Dorfe Wehikon, Kanton Zürich, geboren, hatte er von Kindheit an mit bitteren Entbehrungen und engherzigen Anschauungen zu kämpfen. Der dumpfe Druck dieses Kleinlichen Volkslebens, mehr noch die ihn umgebende großartige Alpennatur, wachte ihn früh zum Dichter. Mit Stundengeben und Schreiberdiensten rang er sich durchs Gymnasium. Aber wenn Leuthold hier eine feltene Energie gezeigt hatte, so sehen wir ihn auf den drei Landesuniversitäten zu Bern, Zürich und Basel zwischen dem Studium der Rechtswissenschaft und der schönen Literatur haltlos hin- und herfallen. Endlich hat er sich doch bei der Jurisprudenz festgesetzt und ist im Begriff, in den Staatsdienst einzutreten. Da packt ihn aber der Dämon der Unrast: er wandert nach Italien, wo er etwa zwei Jahre bleibt, und nimmt längeren Aufenthalt in der französischen Schweiz und in Südfrankreich. In diese vielleicht glücklichste Zeit seines Lebens fällt seine erste dichterische Produktion und Uebersetzertätigkeit. Schon diese eigene lyrische Produktion trägt das Charaktermerkmal höchster Schönheit und Formvollendung. Es ist reine melodische Poesie, zwar nicht der Vorbilder ermangelnd, aber ohne jegliche Stepsis und Reflexion. Dies Element, dazu Sarkasmus und bittere Satire, ist den Gedichten seiner späteren Periode beigelegt. Als er endlich aus dem Süden zurückgekehrt war, beschloß er, auf den Rat befreundeter Hochschullehrer, vor allem Jakob Burkhards, sich fortan ganz der Literatur zu widmen und nach München zu gehen. Heinrich v. Reder war es hier, der den jungen Dichter an Heije und Geibel empfahl. Die nahmen sich seiner an. Er wurde Mitglied der Gesellschaft „Prologos“ und gab mit Geibel fünf Bücher französischer Lyrik heraus, wofür ihn seine meisterhafte Beherrschung mehrerer romanischer Sprachen befähigte. In dessen, wie Leuthold während seiner Universitätsjahre mit Erteilung von Unterricht und durch Bureauarbeiten der gewöhnlichsten Art das Leben hatte fristen müssen, so sah er sich in den Münchener Tagen auf journalistische Erwerbstätigkeit angewiesen. Fünf Jahre waren in dieser Weise unter idealem Ringen nach dem Lorbeer der Dichtung und höchstprosaischen Kämpfen um die materielle Existenz hingegangen. Leuthold fühlte aber nicht allein den Drang nach poetischer Betätigung, sondern auch nach politischer. Er war eine durch und durch freiheitliche Natur mit scharfem Blick und Urteil über politische Zustände und Verhältnisse. Es war daher für ihn, auch schon aus materiellen Rücksichten begrifflich, daß er als Mitarbeiter und Feuilletonredakteur in die 1860 gegründete „Süddeutsche Zeitung“ eintrat. Mit ihr übersiedelte er auch zwei Jahre später nach Frankfurt a. M. Aber kaum hatte er sich hier einzuleben begonnen, da verlor er den vierten Bruder auf tragische Weise. Der Schmerz um diesen jüngsten, den er leidenschaftlich geliebt hatte, entwurzelte ihn selber. Blöthlich gab er seine Stellung auf und machte sich mitten im Winter auf die Wanderung, seiner Schweizer Heimat zu. Er holte sich eine Lungenkrankheit, von der er nicht mehr genesen sollte. Seine Leidensjahre haben an. Zwar kehrte er im nächsten Winter nach Stuttgart zurück, wo er in die eben gegründete „Schwäbische Zeitung“ eintrat; aber schon nach Jahresfrist gab er die Stellung wieder auf und ging nach München. Diese zweite Münchener Aufenthaltzeit von 1865 ab ist wohl die trübste seines Lebens, obzwar dichterisch die reichste. Der

Reim zu seiner Geisteskrankheit muß wohl schon früh in ihm gelegen haben; die ganze Unfertigkeit seines Wesens, seine zunehmende Nervosität und dämonische Leidenschaftlichkeit lassen darauf schließen. Welche sein Ende sein werde, hat Leuthold lang zuvor geahnt und in Gedichten bitter angedeutet. 1877 brach die Katastrophe über ihn herein. Zu seinem schweren Brust- und Lungenleiden trat die Gehirnerweichung, welche Anfälle von Tobsucht in ihrem Gefolge hatte. Jetzt erinnerte sich die Heimat des Dichters, und Leuthold wurde er denn in die Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich verbracht, wo er zwei Jahre später vollkommen verblödet für immer die längst erlöschenden Augen schloß.

Leuthold hatte stets heiß um den vollsten Kranz des Dichters gerungen — und war doch arm an Gütern und Lebensfreuden geblieben.

„Mein Streben war ein ewiges Verneinen, Ich wußte nichts zu schaffen, nichts zu bauen; Untätig schweifte ich tagelang in rauhen Pfadlosen Gegenden, in dunklen Gauen. Und oftmals mußte ich weinen, bitter weinen, Sah ich mit braunem Antlitz, buschigen Brauen, Vergnügt den Holzer seine Tannen hauen; Dem wurde ein Beruf: ich hatte keinen.“

Leuthold hat nur einen starken Band lyrischer und epischer Dichtungen nebst Uebersetzungen von französischen, italienischen, englischen, griechischen, selbst arabischen, ungarischen und altdeutschen Poesien hinterlassen. Aber das war ein Vermächtnis von Dauer. Ein Ueberblick seiner Schöpfungen lehrt uns Leuthold als eine selten rein und groß veranlagte Dichternatur kennen und lieben. Es waltet darin der Zauber einer schönheitsbrunnen Seele, der sich alles unterordnet. Aber auch der scharfe Epigrammist und Satiriker kommt zu seinem Recht. Auf alles, was den freien Menschengestalt in Fesseln schlagen will, schleudert Leuthold sicher treffende Geschoße. Daß der Dichter noch mit weit schärferen Waffen gekämpft haben mag, verrät der Herausgeber der Leuthold'schen Gedichte: Jakob Baechtold. Es ist vielleicht ewig schade, wenn der in solcher Hinsicht geartete Nachlaß, der handschriftlich im Besitz einer schweizer Universität aufbewahrt wird, der Mit- und Nachwelt vorenthalten bliebe. Aber auch so wird Heinrich Leuthold's Name unversehrt bleiben. — e. k.

Der goldene Wunderzahn. Ein drastisches Beispiel dafür, wie leichtfertig die Forscher früherer Jahrhunderte es vernachlässigt haben, die Wirklichkeit mittels genauer Beobachtung zu untersuchen, erzählt der Franzose Fontenelle. Im Jahre 1693 verbreitete sich die Kunde von einem siebenjährigen Knaben in Schwaben, dem ein goldener Zahn von außerordentlicher Größe gewachsen sei, nachdem die meisten übrigen Zähne ausgefallen waren. Zwei Jahre darauf veröffentlichte der Professor der Medizin Horstius eine Geschichte dieses merkwürdigen Zahns und erklärte ihn zum Teil als ein natürliches Vorkommnis, aber auch als ein göttliches Wunderzeichen. Im gleichen Jahre schrieb ein anderer Gelehrter, Nullandus, über den Wunderzahn, und es entspann sich deshalb ein hitziger Federkrieg, so daß bald eine reiche Literatur darüber entstand. Endlich kam ein Gelehrter auf den verspäteten Einfall, den Wunderzahn von einem Goldschmied beaugenscheinigen und prüfen zu lassen. Und siehe da, es stellte sich heraus, daß der Zahn nur vergoldet und die ganze Geschichte ein frecher Betrug war. Wobei zu beachten, daß der Fall lange nach Vasco von Verulam spielte, der im Gegensatz zur Scholastik, die alte Wissenschaft aus dem bloßen Denken herleiten wollte, Beobachtung und Experiment (Empirie) als einzig solide Grundlage aller Forschung erklärte und zum Prinzip der wissenschaftlichen Methode stempelte.

Verwandt damit ist die Anekdote, wie ein König von Portugal, Alfonso, die Gelehrten seines Landes aufs Eis führte. Er setzte einen Preis aus auf die Lösung der Frage, woher es rührt, daß ein Eimer Wasser mit einem lebenden Fisch nicht mehr wiegt als ohne den Fisch? Eine Menge Erklärungen liefen ein, doch niemand verfiel von selber darauf, das Experiment zu machen. Als dies endlich auf Geheiß Alfonsos geschah, stellte sich heraus, daß der Eimer mit dem Fisch genau um das Gewicht des Fisches schwerer war. Auch der berühmte Galilei hat durch Experimente, die er am schiefen Turm zu Pisa anstellte, das Fallgesetz des Aristoteles, wonach die Geschwindigkeit des Falles der Schwere des fallenden Gegenstandes entspreche, als falsch nachgewiesen und die Autorität dieses „weltlichen Kirchenvaters“ erschütterte. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!